

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(403.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 22. Juni 2001

Anwesend: **Dr. Ammerich**, H., Landau; **Balharek**, Ch., Karlsruhe; **Betz**, W., Mannheim; **Blank**, C., Karlsruhe; **Bräuninger**, D., Karlsruhe; **Bremerich**, R., Karlsruhe; **Caler**, H., Karlsruhe; **Dr. Cämmerer**, B., Karlsruhe; **Cämmerer**, M., Karlsruhe; **Dr. Dahlhaus**, J., Eppelheim; **Diefenbacher**, J., Mannheim; **Prof. Dr. Fritz**, J.M., Münster; **Gross**, E., Karlsruhe; **Guster**, H., Wiesbaden; **Hennl**, R., Karlsruhe; **Holsten**, C., Karlsruhe; **Holsten**, S., Karlsruhe; **Ilt**, I., Karlsruhe; **Dr. Jacob-Friesen**, H., Karlsruhe; **Kallenbach**, P., Bruchsal-Heidelsheim; **Dr. Kaller**, G., Karlsruhe; **Klose**, Ch., Karlsruhe; **Prof. Dr. Klose**, W., Karlsruhe; **Kohlmann**, R., Karlsruhe; **Prof. Dr. Krimm**, K., Karlsruhe; **Dr. Krimm-Beumann**, J., Karlsruhe; **Lang**, S., Karlsruhe; **Lüdke**, D., Karlsruhe; **Maas**, H., Karlsruhe; **Dr. Marzolff**, P., Heidelberg; **Meyer**, G.N., Neustadt/a.d.Wstr.; **Ohr**, K., Karlsruhe; **Dr. Pelizaeus**, L., Mainz; **Dr. Raabe**, M., Karlsruhe; **Prof. Dr. Reinhard**, E., Karlsruhe; **Reinhard**, U., Karlsruhe; **Rödel**, Ch., Karlsruhe; **Dr. Rödel**, V., Karlsruhe; **Roellecke**, E., Karlsruhe; **Sargent**, P., Karlsruhe; **Schach**, G., Karlsruhe; **Schach**, H., Karlsruhe; **Dr. Schaubert**, E., Karlsruhe; **Schillinger**, E., Karlsruhe; **Schillinger**, L., Karlsruhe; **Dr. Schmitt**, H., Karlsruhe; **Prof. Dr. Schwarzmaier**, H., Karlsruhe; **Schwarzmaier**, L., Karlsruhe; **Dr. Schwinge**, G., Durmersheim; **Prof. Dr. Staab**, F., Stackeden-Elsheim; **Dr. Stratmann-Döhler**, R., Karlsruhe; **Dr. Zehendner**, G., Karlsruhe; **Zehendner**, M., Karlsruhe; **Zimmermann**, A., Karlsruhe.

Vortrag von

Professor Dr. Johann Michael Fritz, Münster

über

**Der Basler Münsterschatz
im Vergleich mit anderen Kirchenschätzen**

Vorbemerkung

Der Vortrag gibt einen Beitrag wieder, der für den Katalog: „Der Basler Münsterschatz“, Basel 2001, verfaßt worden ist. Der folgende Text bietet den originalen Text, der lediglich um einige Hinweise auf Akten im Generallandesarchiv ergänzt wurde. Die im Basler Katalog wiedergegebene Version ist dagegen das Ergebnis einer vom Verfasser nicht autorisierten „Lektorierung“, die sprachliche Verformung, Verdrehung des Sinns sowie das Einfügen von sachlichen Fehlern zur Folge hatte.

Der Basler Münsterschatz ist berühmt, berühmt dank seines kostbarsten Werkes, das zu den Höchstleistungen abendländischer Kunst des frühen Mittelalters zählt. Seines hohen Ranges

war man sich in Basel bereits im späten Mittelalter bewußt, denn in dem ältesten überlieferten Inventar, das im Jahre 1477 angelegt wurde und sich hier im Generallandesarchiv befindet, wird es an erster Stelle genannt: "Primo Magna aurea tabula Sancti Heinrici Imperatoris". Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. ist seit 1854 im Musée Cluny in Paris zu sehen. Dort kündigt sie aller Welt ihren Ruhm und damit zugleich den des Basler Münsterschatzes.

Der Schatz ist darüber hinaus dadurch berühmt, daß wichtige Werke daraus sich heute in vielen bedeutenden Museen der Welt befinden. Mit sichtlichem Stolz wird auf die erlauchte Herkunft der kostbaren Stücke auf den Beschriftungstafeln hingewiesen: so in Paris im Musée Cluny, in London und New York, in St. Petersburg, in Berlin, Wien und Zürich.

Berühmt, aber eher im Sinne eines Kuriosums, ist die Geschichte des Überlebens des Münsterschatzes: Gut 300 Jahre lag der papistische Schatz, in dessen Werken - *horribile dictu* - sich noch die Reliquien befanden, verborgen in den Mauern des streng reformierten Münsters in der nicht minder streng reformierten Stadt Basel. Erst 1833 wurde der Schatz - eine Folge des "Kantönlikrieges" - als Wertobjekt geteilt. Während man in Basel-Stadt den kleineren Anteil als "vaterländische Altertümer" bewahrte, verkauften die Banausen von Basel-Land 1836 bei einer Auktion in Liestal den ganzen Plunder restlos. Für das heute berühmteste Stück, das buchstäblich wie saures Bier ausbezogen wurde, ließ sich erst 1850 ein Käufer finden.

Es gibt Kirchenschätze, die sind berühmt und zugleich bedeutend, und das vor allem deshalb, weil sie sich seit eh und je noch an ihrem angestammten Platz befinden, wie der Domschatz von Aachen oder der Schatz von San Marco in Venedig. Dagegen ist der Welfenschatz berühmt und bedeutend, auch wenn er seinen Platz nicht mehr im Dom St. Blasius von Braunschweig hat, sondern zum überwiegenden Teil im Kunstgewerbemuseum in Berlin bewahrt wird, während ein kleinerer Teil, darin dem Basler ähnlich, auf Museen der Welt verteilt ist.

Hinwiederum ist der Schatz von Saint Denis berühmt, obwohl er, von wenigen Resten abgesehen, die Französische Revolution nicht überlebt hat. Wie dessen grandiose Schätze aussahen, davon hätte man keine Vorstellung, gäbe es nicht die vorzüglichen Kupferstiche aus dem großen Werk "Histoire de l'abbaye royale de Saint-Denys en France" von Dom M. Félibien aus dem Jahre 1706.

Ähnlich steht es mit dem Schatz des Neuen Stiftes in Halle, von dem sich nur noch zwei Stücke in Schweden erhalten haben. Als gewisse Entschädigung gibt es einen um 1523 gemalten

prachtvollen Codex, in dem die über 300 Reliquiare, genannt das "Hallesche Heiltum", in vorzüglichen, geradezu photographisch exakten Aquarellen wiedergegeben sind.

Wieder andere Schätze haben sich zwar glücklich erhalten, sie sind auch bedeutend, aber nicht berühmt, aus mancherlei Gründen. Hier muß der großartige Domschatz von Halberstadt genannt werden mit seinen über 600 Objekten, darunter zahlreichen Textilien, die zu den kostbarsten des Abendlandes zählen. Der gesamte Schatz ist bis heute am angestammten Platz bewahrt geblieben, obwohl der Dom im Laufe des 16. Jahrhunderts evangelisch wurde. In dem Halberstädter Schatz findet sich noch alles, was im Basler Schatz fehlt wie Paramente oder Zeugnisse aus fernen Ländern, wenn es auch die letzteren in Basel vielleicht gar nicht gegeben hat.

Ein anderer, kleinerer Schatz ist in gewisser Weise ein Spiegel des Halberstädter, denn auch der des Domes St. Viktor in Xanten präsentiert Kostbarkeiten aus der Spätantike, aus Byzanz, Paris, Venedig, Spanien, Italien und den Niederlanden, darunter wiederum eine Fülle herrlicher Paramente. Xanten besaß sogar wie Basel eine Goldene Altartafel, die Erzbischof Bruno von Köln, Bruder Kaiser Ottos des Großen, geschenkt hatte, aber leider nur bis 1795, denn damals wurde das kostbare Werk von französischen Revolutionstruppen eingeschmolzen.

Zur Bekanntheit eines Schatzes trägt ganz entscheidend die angemessene wissenschaftliche Publikation bei. So mancher Schatz ist schon in weit zurückliegender Zeit einer Veröffentlichung gewürdigt worden wie der Welfenschatz 1697 oder der von Saint Denis im Jahre 1706. Grundlagen unseres heutigen Wissens wurden dann im 19. Jahrhundert geschaffen, z.B. dank der Publikationen von Kanonikus Franz Bock über den "Münsterschatz zu Aachen" 1860 und "Die Kleinodien des Heil. Römischen Reiches Deutscher Nation" in Wien 1864. Auch in Basel gaben bald nach dem beklagenswerten Verkauf von zwei Dritteln des Münsterschatzes C. Burckhardt und C. Riggenbach 1862 und 1867 eine Publikation über einen Teil heraus. Aus dem 20. Jh. seien stellvertretend für viele Veröffentlichungen nur drei genannt, die noch immer heutigen Ansprüchen genügen: das Buch über den Welfenschatz von 1930, das Werk über den Schatz von San Marco in Venedig 1965/71, und als drittes in dieser Reihe muß mit Respekt das bereits 1933 erschienene Buch von Rudolf F. Burckhardt über den Basler Münsterschatz genannt werden.

Bislang war nur von solchen Schätzen die Rede, die allen Widrigkeiten der Zeitläufte zum Trotz glücklich überlebt haben. Aber man darf bei der Beschäftigung mit der Schatzkunst des Mittelalters nicht vergessen, daß der allergrößte Teil der abendländischen Kirchenschätze

längst und zumeist vollständig untergegangen ist. Vielfach zeugen von ihnen nur noch die nüchternen Aufzählungen der Schatzverzeichnisse, oft genug aber auch nicht einmal diese. Um im mitteleuropäischen Raum zu bleiben, seien nur einige Schätze genannt, aus denen nichts oder fast nichts Mittelalterliches mehr existiert: Bern, Freising, Genf, Konstanz, Königsfelden, Lausanne, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Salzburg, Speyer, Straßburg, Ulm, Wien, Würzburg, Zürich. Dazu kommen alle niederländischen und französischen Städte (Ausnahmen Maastricht, Conques und Sens), von England und Skandinavien gar nicht zu reden.

Welcher Rang kommt nun dem Basler Schatz unter den Schätzen zu, die noch glücklich erhalten sind? Um dies zu verstehen, empfiehlt es sich, zunächst Klarheit darüber zu gewinnen: was ist ein Kirchenschatz? Dann läßt sich im Vergleich mit einigen ausgewählten Schätzen leichter begreifen, was alles der Schatz von Basel nicht enthält. Erst dadurch läßt sich verstehen, was dieser alles an Besonderem und nur ihm Eigenen besitzt. Dann wird es möglich sein, den Basler Schatz im Kreise seiner europäischen Verwandten angemessen zu würdigen.

I. Was ist ein Kirchenschatz ?

Um sich das anschaulich klar zu machen, liest man am besten in den Inventaren der Kirchenschätze, die sich aus dem hohen und späten Mittelalter in stattlicher Zahl erhalten haben, wie in dem der Stiftskirche St. Georg in Köln aus dem frühen 12. Jh. Unter der Überschrift “*Hec sunt ornamenta ecclesiae sancti Georgii*” werden liturgische Gewänder, Geräte und Bücher aufgeführt, also Gegenstände, die zur Feier des Gottesdienstes notwendig sind: vor allem zur Feier der heiligen Messe mit der Spendung des Altarsakramentes, für die Spendung der übrigen Sakramente, zur Abhaltung der zahlreichen Prozessionen, für den Vollzug des Stundengebetes und der sonstigen Zeremonien. Insbesondere die Messe und die Prozessionen werden im Lauf des Kirchenjahres in verschiedenen Stufen der Feierlichkeit vollzogen, wie man im *Ceremoniale Basiliense* lesen kann, das der Basler Domkaplan Hieronymus Brilinger zwischen 1518-1526 niedergeschrieben hat (in UB Basel, eine Version von 1517 im GLA !). Er beschreibt darin anschaulich die vielfältigen Formen der Liturgie, die den Gottesdienst am Hauptaltar des Basler Münsters bestimmten. Zugleich geht daraus hervor, in welchem Maße die kostbarsten Werke eines Kirchenschatzes, in Basel das Heinrichskreuz und die romanischen Rauchfässer, für die Liturgie der hohen Feste gebraucht wurden. Alle Gegenstände eines Kirchenschatzes, zusammenfassend bezeichnet mit dem schönen lateinischen Ausdruck “*Ornamenta ecclesiae*”, hatten also eine unmittelbare Funktion in der Liturgie.

Wie das Verzeichnis von St. Georg in Köln zeigt, gehören zu den “Ornamenta ecclesiae” die Paramente, also textile Gegenstände wie die liturgischen Gewänder der Kleriker, außerdem Bekleidung und Schmuck der Altäre. Kostbare Paramente aller Gattungen von hohem und höchstem künstlerischen Rang haben sich in den Schätzen von Halberstadt, Danzig und Xanten in geradezu unglaublicher Fülle erhalten. Was in Basel einst davon vorhanden war, läßt sich nur anhand der Aufzählung des Inventars von 1525 erahnen.

Die vornehmsten liturgischen Geräte sind die Vasa sacra. Diese Bezeichnung läßt erkennen, daß es sich um Geräte handelt, die unmittelbar mit Brot und Wein, die in der Wandlung der Messe in Leib und Blut Christi verwandelt werden, in Berührung kommen wie der Kelch und die Patene, außerdem die Hostiendose und das Ziborium, schließlich die Monstranz, in der die konsekrierte Hostie gezeigt und bei der Fronleichnamsprozession umhergetragen wird. Zu den Vasa non sacra gehören die Meßkännchen für Wein und Wasser, Gefäße für die Handwaschung und die Rauchfässer.

Schließlich ist noch die große Gruppe der Reliquiare in den unterschiedlichsten Formen zu nennen, die vom mächtigen Reliquienschrein bis zur kleinen Reliquienkapsel reichen. In ihnen werden die kostbaren Unterpfänder, pignora, wie Theophilus Presbyter in seinem Buch “De diversis artibus” im frühen 12. Jh. schreibt, also die Überreste etwa vom hl. Kreuz und der Blutzügen für Christus, lateinisch Reliquiae, aufbewahrt. Seit dem 13. Jh. wurden die Reliquienpartikel, eingehüllt in kostbare Seidenstoffe, sogar sichtbar hinter Bergkristall oder Glas präsentiert.

Als wesentlicher Bestandteil eines Kirchenschatzes werden die liturgischen Bücher, die Evangeliare, Evangelistare, Sakramentare, Missalia, Gradualia oder Antiphonare häufig vergessen, da diese heute fast immer in Bibliotheken aufbewahrt werden. In Aachen dagegen ist das karolingische Evangeliar, wohl von Anfang an zur Ausstattung der Pfalzkapelle geschaffen, noch heute Besitz des Domschatzes.

Das kostbarste Evangeliar oder Evangelistar eines Schatzes, das das offenbarte Wort Gottes enthält und - wie in St. Blasien - einfach “der text” genannt wurde, war oft in einem goldenen Buchkasten geborgen, wie dem aus der 2. Hälfte des 10. Jh. stammenden in Säckinggen und dem hochgotischen von St. Blasien, oder es war mit Buchdeckeln eingefaßt. Auch Basel besaß einen goldenen Buchkasten, der noch im Inventar von 1525 unter Nr. 174 erwähnt wird, nämlich: “ein guldin plenarium mit gutten steynen durch sanct keyser Heinrich geben”. Seine Stiftung wurde an hohen Festen, etwa am Heinrichstag, auf einem “rot sammet küssin” auf den

Hochaltar gelegt. 1590 wurde dieses reich geschmückte Werk eingeschmolzen und zugleich alle Meßbücher verschleudert.

Die Aufbewahrung der Schätze

Aus der Tatsache, daß fast alle Ornamenta ecclesiae vielfältige liturgische Funktionen besaßen, ergab sich in vielen Domschätzen eine Zweiteilung für die Aufbewahrung. Die aus religiöser wie materieller Sicht kostbarsten Werke, so das Heiltum und in Basel die "Goldene Tafel", hatten ihren Platz in der Schatzkammer, einem besonders sicheren, nicht leicht zugänglichen Raum. In Basel befand sich diese in der alten Sakristei im ersten Stock des Nordturmes.

Aber man kannte sehr verschiedene Arten der Aufbewahrung der Hauptstücke eines Schatzes: oft waren diese in einer Kammer im Inneren des Hochaltars geborgen oder in einem stark gesicherten Altarretabel, das auf der Mensa des Hochaltars stand. In diesen mit Flügeln verschlossenen Retabeln konnten die Kostbarkeiten an hohen Festtagen allgemein sichtbar gezeigt werden (Xanten).

Dagegen mußte das täglich für die Liturgie Gebrauchte, die vielen Kelche und Patenen, Meßkännchen, Lavabogeräte, Rauchfässer, Vortragekreuze und Amtsstäbe kirchlicher Würdenträger, außerdem die Meßgewänder und sonstigen Paramente leichter zur Hand sein. Deshalb standen sie in besonderen Schränken in der günstiger gelegenen Sakristei. Das war in Basel die neue Sakristei über der Katharinenkapelle.

Die profane Bedeutung der Schätze

Kirchliche Schätze wurden wegen ihres hohen religiösen Wertes zumeist beim Wechsel der Kustoden aufgezeichnet. Aber daneben gab naturgemäß der immense materielle Wert eine entscheidende Veranlassung für das sorgsame Abfassen der Inventare. Das gilt vor allem für die Geräte, die aus Gold und Silber gearbeitet waren, denn ihr Material konnte jederzeit eingeschmolzen werden, um daraus neue Werke zu schaffen - in Basel die große Münch-Monstranz - oder es wurden vorhandene Objekte für den Ankauf des goldenen Hallwyl-Reliquiars in Zahlung gegeben oder es wurde ganz einfach Geld daraus geprägt.

Diese Möglichkeit weckte Begehrlichkeiten von verschiedensten Seiten. Noch stärker davon betroffen waren natürlich weltliche Schätze, aber auch die kirchlichen - mochten sie noch so unschätzbare Gegenstände frommer Verehrung und Kunstwerke höchsten Ranges enthalten - stellten ein jederzeit verfügbares Kapital dar. Für den Untergang der kirchlichen Schätze -

Gottfried Keller hat das in seiner Novelle "Ursula" für Zürich eindringlich beschrieben - waren die großen religiösen und politischen Umwälzungen und die aus ihnen resultierenden Kriege verantwortlich.

Der Basler Schatz hatte seine vornehmste Funktion, der Liturgie des katholischen Gottesdienstes zu dienen, 1529 verloren. Aber nicht verloren hatte er die andere Funktion, die des reinen Materialwertes. So wurden 1590 in Basel 44 Meßkelche mit den Patenen und der Buchkasten Heinrichs II. durch radikales Einschmelzen zu Geld gemacht. Auch sonst ließ sich aus einem Schatz Kapital schlagen: für beides bietet die Geschichte des Basler Münsterschatzes reichlich Beispiele. Denn 1585 schien sich sogar eine günstige Gelegenheit zu ergeben, den ganzen papistischen Plunder loszuwerden und dem Abt von St. Blasien zu verkaufen. Aber erst nach der Aufteilung des Schatzes erfolgte 1836 die Verschleuderung des größten Teils auf der bewußten Auktion. Basel befindet sich jedoch, was derartigen Umgang mit überkommenen Schätzen angeht, in guter Gesellschaft, denn andernorts ging es kaum besser zu, eher schlimmer.

So wurde der berühmte Welfenschatz 1670 Opfer eines politischen Handels. Weitere Stationen seiner bewegten Geschichte: 1671 Verkauf sämtlicher Meßgewänder, 1697 erstmals von einem namhaften evangelischen Theologen Gerhard Wolter Molanus wissenschaftlich bearbeitet, 1803 vor den Franzosen nach England geflüchtet und danach Teil des neu gegründeten Welfenmuseums in Hannover. 1866 zum Privateigentum erklärt, folgte der Schatz dem letzten König von Hannover ins Exil nach Österreich. Aus Sicherheitsgründen 1918 in die Schweiz verlagert, wurde er kurz darauf nach Österreich zurückgebracht, landete aber 1927 wiederum in der Schweiz und wurde in einer Bank deponiert. Danach sollte der Schatz während der Weltwirtschaftskrise verkauft werden, er reiste - ähnlich wie die Goldene Tafel Basels im 19. Jahrhundert nach Mailand - auf Käufersuche durch die USA, und manche dortige Museen erwarben Einzelstücke, doch für den gesamten Schatz fand sich kein Käufer. Erst als alle Abteilungen der Berliner Museen wertvolle Stücke aus ihren Sammlungen opferten, konnte 1935 der größte Teil des Welfenschatzes für das Kunstgewerbemuseum Berlin erworben werden.

Der Kirchenschatz ist also - obwohl in diesem Fall längst ohne liturgische Funktion - Gegenstand der Politik, kriegerischer, finanzieller und wirtschaftlicher Auseinandersetzungen geworden und bis heute geblieben. Seit dem 19. Jahrhundert waren die kostbaren Werke der Kirchenschätze - auch die des Basler - Objekte für internationale Kunsthändler und Sammler,

bis sie später in verschiedenen Museen der Welt zur Ruhe kamen. Freilich aus dem Museum von Leningrad wurden sie als Devisenbringer für die Sowjetunion um 1930 zurück nach Basel verkauft. Ein Hauptwerk wie das Kapellenkreuz wurde im 2. Weltkrieg 1945 in Berlin zerstört, manches andere ins Rijksmuseum Amsterdam verschlagen; das Ursulahaupt konnte 1957 auf spektakuläre Weise von dort auf einem Rheindampfer nach Basel zurückkehren. Gottfried Keller: die Leute von seldwyla "begingen überhaupt mit gewaltiger Lustbarkeit eines ihrer großen Abenteuer".

Quedlinburg. Feldpost. Habent sua fata - nicht nur libelli, sondern genauso die Werke eines Schatzes. Man sieht, die Geschichte unserer Schätze wird immer noch fortgeschrieben.

Ein Kirchenschatz ist also eine Ansammlung von liturgischen Geräten, von Kelchen, Monstranzen, Reliquiaren, Büchern und Meßgewändern: das müßte eigentlich ziemlich langweilig sein, da es sich doch immer um Gegenstände derselben Gattungen handelt. Aber das Erstaunliche ist die unglaubliche Vielfalt der Formen und Typen mit ihren unendlich vielen Variationen im Laufe der Jahrhunderte, in den verschiedenen Ländern und Regionen, ja selbst innerhalb einer begrenzten Epoche.

So künstlerisch bedeutend viele Werke als Einzelstücke sind, so darf man doch nicht vergessen, jeden Schatz als ein Ganzes zu betrachten, denn jeder ist ein Individuum, das nicht seinesgleichen hat, jeder hat sein nur ihm eigenes Gesicht, besitzt Schwerpunkte verschiedener Art und ein nur ihm eigenes Schicksal. In seiner Vielfalt bildet der Schatz eine über viele Jahrhunderte hin historisch gewachsene Einheit. Diese Gesamtheit ist aus vielerlei Gründen hochinteressant: als Zeugnis von Theologie und Frömmigkeit, für die Geschichte allgemein wie für bestimmte historische Personen, die als Stifter in Erscheinung treten, für die Geschichte der Kunst, der Techniken und des Handels. Aber das wirklich Faszinierende liegt darin, daß manche dieser Schätze nicht tot sind, sondern daß die liturgische Funktion vieler ihrer Werke noch lebendig ist: in erstaunlicher Kontinuität dienen sie ihrem ursprünglichen Zweck im katholischen Gottesdienst bis in unsere Zeit.

II. Was andere Schätze im Vergleich mit Basel enthalten

Um die Eigenart des Basler Schatzes klar zu erkennen, ist es am besten, sich zu vergegenwärtigen, was andere Schätze enthalten. Dann läßt sich besser verstehen, was der Münsterschatz alles nicht enthält. Die Kirchenschätze betrachtet man heute zurecht als Bewahrer von Zeugnissen weit zurückliegender Zeiten, die von der Spätantike, der unruhigen

Periode der Völkerwanderung und der Merowinger bis zum Neubeginn unter den Karolingern reichen. Die Schätze sind dank ihrer liturgischen Funktion und religiösen Bedeutung gleichsam Museen gewesen, deren vornehmste Aufgabe das Bewahren ist. Allein in den Schatzkammern der Kirchen konnten diese einzigartigen Kostbarkeiten überleben.

Deshalb möchte man erwarten, daß auch der Basler Münsterschatz ein solches Refugium für Herrlichkeiten aus frühen Zeiten gewesen sein müsse, reicht doch die Liste mit den Namen der Bischöfe immerhin bis in die Mitte des 8. Jhs. zurück. Zu den Zimelien fast aller berühmten Schätze gehören derartige Werke, man denke an Monza, Saint Maurice d'Agaune, Aachen oder Chur. Selbst das erst im 10. Jh. erwähnte Kloster Beromünster besitzt einen kleinen Schrein des 7. Jhs. Nichts davon in Basel. Die ältesten Werke des Schatzes stammen erst aus dem frühen 11. Jh. und sind mit dem Namen Kaiser Heinrichs II. verbunden.

Aber danach fehlt es in Basel an Zeugnissen aus dem späteren 11. und dem größten Teil des 12. Jhs. Jedoch ist das gerade die Zeitspanne, die in anderen Schätzen so großartig vertreten ist. Da gibt es ganze Reihen von Tragaltären, Reliquienkreuzen, Reliquienkästen, Armreliquiaren, Buchdeckeln, Insignien, wenn man nur an den Welfenschatz, den Essener Münsterschatz oder die Schätze von Siegburg, Hildesheim und Quedlinburg denkt.

Was nun die Höhepunkte abendländischer Schatzkunst angeht: die großen Reliquienschreine des Maas- und Rheinlandes - ja sogar in der Schweiz gibt es in Saint Maurice d'Agaune und in Sitten Schreine - da kann Basel nicht genannt werden. Das ist auch kein Wunder, denn die Stadt verfügte nicht über den Leib eines eigenen Heiligen, der zur Ehre der Altäre hätte erhoben und durch einen Schrein hätte ausgezeichnet werden können. Und das Haupt des völlig sagenhaften Basler Bischofs Pantalus, dessen Name um 1160 im Umkreis der Ursula-Legende begegnet, gelangte erst im Jahre 1270 aus Köln nach Basel.

Aus spätromanischer Zeit - das neu errichtete Münster wurde 1202 geweiht - lassen sich dann wieder einige Werke anführen. Alles übrige stammt aus gotischer Zeit.

Zu unserem Leidwesen fehlt es in Basel an Schatzverzeichnissen, die Auskunft über das frühe und hohe Mittelalter hätten bieten können, wie sie aus Bamberg, Zwiefalten, Muri, Prüfening, Straßburg, Trier und Mainz aus dem 12. und 13. Jh. bekannt sind. Denn derartige großartige Quellen setzen in Basel erst mit dem Jahre 1477 ein (GLA, weiteres dort von 1478, A. 16. Jh. u.a.).

Der Reliquienschatz war hier auch nicht so reichhaltig, daß man im Spätmittelalter ein mit Holzschnitten illustriertes Heiltumsbuch hätte herausgeben können, wie das in Aachen, Wittenberg, oder Wien der Fall war. Außerdem war offenbar in der Vergangenheit niemand willens, anhand von Quellen, die heute meist nicht mehr zur Verfügung stehen, eine Geschichte des eigenen Schatzes zu schreiben, wie das im nahen St. Blasien einer der Mönche im Jahre 1720 tat, oder gar sich damit wissenschaftlich zu beschäftigen wie der evangelische Abt von Loccum mit dem Welfenschatz 1697, denn in dieser Zeit war der Basler ja in jeder Weise tot und in seinem Gewölbe begraben.

Auffallend ist, daß nichts von den bischöflichen Insignien bewahrt geblieben ist wie in anderen Domschätzen, z.B. in Hildesheim. In Salzburg haben sich grandiose Stäbe und Mitren vom 12. bis 15. Jh. erhalten. Kein Bischofsstab aus Elfenbein, etwa von der Gruppe der in Unteritalien im 13. Jh. geschaffenen, die es in vielen Klöstern und Domen nördlich der Alpen gab, ist aus Basel zu vermelden, noch ein reich aus Silber gearbeiteter Stab und ebensowenig eine Mitra. Immerhin wird im Inventar von 1525, Nr. 50 "die kostlich infel, der styfft zustendig, hat min her der bischoff" erwähnt. Das heißt wohl, daß die Insignien sich im Bischofshaus oder gar in der bischöflichen Residenz zu Pruntrut befanden und dort nicht überlebt haben.

Noch merkwürdiger ist, daß sich im Basler Schatz nichts Exotisches aus fernen Ländern bewahrt hat. Wurden doch gerade solche Dinge, die um des "Wunders", also der Kuriosität willen Aufmerksamkeit gefunden hatten, in die Kirchenschätze gestiftet und dort oft nachträglich mit einer liturgischen Funktion betraut. Einige Beispiele seien genannt: Ein syrischer Kamm aus Elfenbein des 7. Jhs., nachträglich mit dem Namen König Heinrichs I. verbunden, das "Jagdhorn Karls des Großen", Straußeneier als Reliquienbehälter gefaßt oder das älteste im Abendland erhaltene Gefäß aus Kokosnuß.

Auch gibt es nichts Bemerkenswertes von den Kreuzzügen aus Konstantinopel und dem heiligen Land, nur zwei winzige Ampullen, die Bischof Ortlieb 1149 aus Beirut mitgebracht hatte, laut späterer Authentik "de sanguine miraculoso" Christi, die an das Heinrichskreuz gehängt wurden.

Ausschließlich in Kirchen des Abendlandes haben erlesene Kunstwerke aus der Spätantike überlebt, nicht so in Basel, obwohl doch Kaiseraugst in der Nähe mit so großartigen ausgegrabenen Schätzen aufwarten kann. Nichts gibt es aus Byzanz, nichts aus der islamischen Welt, keine fatimidischen Bergkristalle wie das "Schachspiel Karls des Großen" oder bemalte

syrische Gläser wie in Osnabrück und Wien, nichts aus Italien oder Frankreich, von Spanien oder Ungarn gar nicht zu reden.

Die Kirchenschätze enthalten nicht nur Werke der Goldschmiedekunst aus Gold und Silber, sondern außerdem viele Kostbarkeiten aus seltenen Materialien. Zu den vornehmsten gehört das Elfenbein. Die daraus geschnitzten Werke zählen zu den größten Kostbarkeiten der Kunst des Abend- wie des Morgenlandes: seien es nun Werke der Spätantike, aus Byzanz, der karolingischen und ottonischen Epoche, aus dem Orient, aus Paris oder Venedig. Jedoch wird in den spätmittelalterlichen Basler Schatzverzeichnissen kein einziges Werk aus Elfenbein aufgeführt. Es hat sie also offenbar schon damals nicht im Schatz gegeben. Auch Kristall, ob orientalisches oder europäisches, vermisst man fast völlig. Nur einige antike und mittelalterliche Gemmen sind zu verzeichnen.

Das bedeutet, daß bestimmte Materialien wie Elfenbein und Bergkristall und Techniken wie Zellen- oder Grubenschmelz im Basler Schatz nicht vertreten sind. Hier sei nur an etwas so Einzigartiges wie die sog. Goldkanne Karls des Großen in Saint Maurice d'Agaune erinnert, deren Zellschmelze orientalisches Herkommens sind. Von den Erzeugnissen aus Limoges hat sich nur eine Krümme des 13. Jhs. aus billigem Kupfer mit Grubenschmelz verziert im Grab des Bischofs Johann von Venningen gefunden (1458-78). Aber auf dem 1450 erneuerten Fußreliquiar ist ein kostbares Pariser Email de plique aus der Zeit um 1300 angebracht.

Daß solche Zeugnisse aus fernen Ländern in Basel so gänzlich fehlen, ist in der Tat merkwürdig, liegt doch die Stadt am Rheinknie an der Pfaffengasse für Handel und Verkehr so günstig, daß einiges aus Italien oder dem Orient hängengeblieben sein müßte. Aber offenbar mangelte es an potenten Stiftern. Aus dem Geschilderten muß man folgern, daß die historische Bedeutung Basels in diesen Zeiten nicht allzu hervorragend war und daß darin die Gründe für die Defizite zu suchen sind. Daß die einstmals vorhandenen liturgischen Bücher und Paramente heute fehlen, liegt nur daran, daß sie bereits im Laufe des 16. Jhs. restlos verschleudert wurden.

III. Was der Basler Schatz enthält

Die Geschichte des Basler Münsterschatzes hebt mit einem wahrhaftigen Paukenschlag an: denn sein berühmtestes und künstlerisch bedeutendstes Werk ist auch zugleich das älteste des gesamten Schatzes. Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II., Hauptwerk der ottonischen Goldschmiedekunst, ist einer der drei goldenen Altarvorsätze, die sich überhaupt aus dem frühen Mittelalter erhalten haben. Wie die goldene Tafel in Aachen ist auch das große Basler

Kreuz mit dem Namen Heinrichs II. verbunden, so will es jedenfalls die Tradition. Es zählt mit dem Reichskreuz der Wiener Schatzkammer und dem der Königin Adelheid für St. Blasien zu den größten Vortrage- und Reliquienkreuzen des 11. Jhs.

Außergewöhnlich ist, daß sich der Vortragestab, wohl aus der ersten Hälfte des 13. Jhs., noch bewahrt hat, mit dem das "guote krutz" an hohen Festen vorangetragen wurde. Stand es jedoch auf dem Hochaltar, so wurde dafür der aus Bronze gegossene Kreuzfuß benutzt. Eine Rarität ist gleichfalls der "stock mit sylberin strycken umbwunden für den pedellen in den grossen umbgengen", der stets in Brilingers Ceremoniale erwähnt wird.

Jedoch herrscht nach den Meisterwerken des frühen 11. Jhs. merkwürdige Stille: vom späteren 11. und bis zum Ende des 12. Jhs., einer Zeit, in der andernorts großartige Werke romanischer Goldschmiedekunst geschaffen wurden, ist - soweit sich das rekonstruieren läßt - nichts hinzugekommen. Das bedeutet, daß kein Tragaltar, kein Schrein existiert, nicht einmal ein kleiner wie in Reiningen.

Für diese Lücke entschädigen einige bedeutende Werke aus der letzten Phase spätromanischer Kunst, der Zeit, in der das neugebaute Münster geweiht wurde. Zu diesen zählt das Kopfreliquiar des hl. Eustachius, eines der ältesten seiner Art, das auf einem kleinen Schrein ruht. Als die dünnen Silberplatten, die auf den Holzkern genagelt worden waren, abgenommen wurden, trat das Holzmodell, eindrucksvoll durch seine präzise Gestaltung, wieder in Erscheinung. Hier läßt sich die Technik gut erkennen, bei der das Holzmodell als Treibmodell sowie zugleich als Träger der angepaßten Silberplatten diente. Seit dem 13. Jh. wurden Büstenreliquiare und Statuetten aus dickeren Silber- und Kupferplatten zusammengelötet. Das originalgroße Holzmodell diente lediglich als Vorbild beim Treiben der Platten auf dem Amboß. Auf diese Weise ist bereits das Pantalusreliquiar gearbeitet.

Die Kunst des Schmiedens ist - wie die Berufsbezeichnung Gold- und Silberschmied sagt - dessen vornehmste Technik. Daher wurden sogar Rauchfässer, die man sonst nur in Bronze gegossen kennt, aus Gold wie aus Silber getrieben. Das war so wichtig, daß Theophilus in seiner "Schedula diversarum artium" der Anfertigung eines getriebenen Rauchfassens ein eigenes Kapitel widmet. Erhalten haben sich von solchen Rauchfässern, die häufig in den Inventaren erwähnt werden, nur drei spätromanische aus Silber: eines in Polen und die anderen beiden als Paar in Basel, noch funktionsbereit mit den Ketten und der oberen Halterung, so daß mit der fünften Kette das Oberteil hochgezogen werden kann.

Der Eptinger Kelch schließlich ist einer der wenigen spätromanischen Kelche, die sich im süddeutsch-schweizerischen Raum nachweisen lassen. Die meisten und kostbarsten Kelche dieser Zeit haben sich im Norden Deutschlands, vorwiegend in evangelisch gewordenen Kirchen, erhalten. Wie sich das für einen ordentlichen Domschatz gehört, gab es auch in Basel einen ganz goldenen Kelch mit dem Wappen der Familie Tierstein, der vermutlich aus dieser Zeit stammte. Bei der Auktion 1836 war er noch vorhanden, danach verliert sich seine Spur.

Goldschmiedewerke der Gotik

Der Basler Schatz ist in seinem überwiegenden Teil ein Schatz mit vorzüglichen Goldschmiedearbeiten der Gotik, die in künstlerischer Hinsicht wie in den vertretenen Typen im Konzert der erhaltenen Werke der Epoche hochbedeutend sind. Sie stammen zwar nicht aus allen Phasen dieser großen Zeitspanne, aber doch aus vielen.

- Die Reihe beginnt mit dem gestrengen Kopfreliquiar des Bischofs Pantalus. Es stellt sich jedoch die Frage, ob nicht mit den Reliquien auch die Büste 1270 aus Köln den Rhein hinauf gekommen ist. Es folgen zwei Büsten heiliger Frauen, die der herben Ursula und der lieblichen Thekla. Sie zählen zu den ältesten aus der Frühgotik erhaltenen Büstenreliquiaren und mögen etwa zur Zeit der Skulpturen der Westfassade des Münsters um 1300 entstanden sein.

- Der Höhepunkt der Basler Goldschmiedekunst der Gotik ist zweifellos die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das künstlerische Hauptwerk war bis zur Zerstörung 1945 das großartige "Kapellenkreuz". Das Kruzifix ruhte auf einer Kapelle und wurde von Statuetten der trauernden Maria und Johannes begleitet. Das Kapellenkreuz war das einzige dieser Gestalt und Größe, das aus dem Mittelalter überkommen war. Es zeichnete sich durch größte Präzision, etwa in der Architektur, durch transluzide Emails, unter anderem mit der Darstellung von Auferstehenden, und durch den innigen Gesichtsausdruck der Figuren aus.

- Nicht minder bedeutend ist die Apostelmonstranz durch ihre vorzüglichen Emails und ihre grandios konzipierte, präzise gearbeitete Architektur. Dagegen ist die Kaiserpaar-Monstranz (nach 1347) nicht so brillant gelungen. Viele Werke wurden bislang für jünger gehalten und späteren Phasen zugeordnet. Es erweist sich aber, daß auch andere Stücke stilistisch gleichfalls in diese Blütezeit gehören.

Durch diese Zuordnung wird die Zäsur noch deutlicher, die das Erdbeben von 1356 verursacht hat, denn aus der Zeit danach fehlt es lange an Neuzugängen im Schatz. So verständlich diese Lücke ist, umso verwunderlicher ist dagegen, daß die Zeit der glanzvollen Kirchen-

versammlung des Konzils sich im Schatz nicht durch ansehnliche Stiftungen niedergeschlagen hat. Die erlauchten Persönlichkeiten, angefangen mit Papst Felix V., haben sich nicht im Schatz verewigt. Künstlerische Schwerpunkte sind dann erst wieder aus dem ausgehenden Mittelalter zu verzeichnen:

- die eindrucksvolle Statuette des hl. Christophorus, die im Realismus der beobachteten Details jeden Betrachter an Konrad Witz' gleichzeitiges Gemälde gemahnt.

- Weitere Höhepunkte sind die glänzend gearbeitete und vorzüglich gravierte Agnus Dei-Monstranz, die die von Papst Pius II. anlässlich der Universitätsgründung gestifteten Reliquien enthielt,

- die goldene Kreuzigungsgruppe des Hallwyl-Reliquiars, ein Werk höchsten Anspruches, das gewiß ursprünglich hochgestellten Persönlichkeiten gehörte,

- dann die Gruppe der großen spätgotischen Monstranzen, die in ihrer Größe, der Harmonie ihrer Gestaltung und der Präzision der Ausführung nicht ihresgleichen in anderen Schätzen haben.

Betrachtet man die liturgische Funktion der überkommenen Werke, so fällt auf, daß nur ganz wenige Vasa sacra zu verzeichnen sind. Das hängt damit zusammen, daß die vielen Kelche aus der neuen Sakristei 1590 eingeschmolzen worden sind. So enthält der Schatz nur noch zwei Kelche.

- Nach der Einführung des Fronleichnamfestes im Jahre 1264 waren seit dem frühen 14. Jh. im Typus verschiedene Zeigegeräte für die konsekrierte Hostie aufgekommen. Der Basler Schatz darf sich rühmen, die älteste Scheibenmonstranz des Abendlandes zu besitzen. Hingewiesen sei ferner auf ein eucharistisches Kästchen, das offenbar zur Aufbewahrung der Hostie, etwa im Heiligen Grab, diente (vgl. Lichtenthal).

Unter den Vasa non sacra finden sich liturgische Geräte, die sonst nur in ganz geringer Zahl überlebt haben: da sind drei silberne Rauchfässer zu nennen, dann ein Paar silberner Meßkännchen, vermutlich die ältesten ihrer Art. Es handelt sich um einfaches Gerät, das es vieltausendfach gegeben haben muß. Bewahrt aber haben sich in Mitteleuropa nur etwa 20 davon.

Besonders hervorgehoben werden müssen die in ihren strengen Formen so eindrucklichen Zinngefäße für die heiligen Öle, die vom Bischof am Gründonnerstag für die gesamte Diözese geweiht werden. Sie dürfen trotz ihres einfachen Materials neben die drei grandiosen silbernen Flaschen des Regensburger Domschatzes aus dem Ende des 13. Jhs. gestellt werden.

Bei den meisten Werken des Münsterschatzes handelt es sich um Reliquiare, und unter diesen wieder zeigen die meisten die Form des Kreuzes, wie im Wiener Heiltumsbuch von 1502. Die Reliquienkreuze dienten vielfach zugleich zum Vorantragen beim feierlichen Einzug und bei Prozessionen oder als Standkreuze.

Eine besonders vornehme Gruppe sind die "redenden Reliquiare", die so genannt werden, weil sie durch ihre Form unmittelbar auf die Art ihres Inhalts hinweisen. So besitzt der Münsterschatz ein Kopf- und drei Büstenreliquiare, ferner zwei Armreliquiare und ein Fußreliquiar, das im Jahre 1450 in der Form eines älteren Vorgängers erneuert wurde.

Die Kirchenschätze waren auch ein Refugium für weltliche Werke, die, dorthin gestiftet, fast ausschließlich hier eine Chance zum Überleben besaßen, so auch in Basel: die Kette des Schwanenordens diente als Schmuck des Ursulahauptes, die Kanne und die drei Becher behielten offenbar auch bei den Domherren ihre profane Funktion bei.

Nahezu alle Werke des Münsterschatzes dürfen mit einiger Wahrscheinlichkeit als Arbeiten einheimischer Goldschmiede angesehen werden, Quellen dafür gibt es nicht. Mit einer Ausnahme: der Goldenen Rose, übrigens der ältesten bewahrten, deren Meister erschließbar ist: Minucchio Jacobi da Siena in Avignon. Manche Werke aus der letzten Phase der Spätgotik lassen sich mit Namen von Basler Goldschmieden verbinden: Hans Rutenzwig, Georg Schongauer und Simon Nachbur. (Achtung: nur ein Werk datiert! der Fuß 1450, Aufgabe der Kunstgeschichte !)

Für die Zeit der Gotik müssen viele technische Meisterleistungen hervorgehoben werden: ausgezeichnetes transluzides Email, eine brillante Gravierung, die einzige so große Figurengruppe in Mitteleuropa, die ganz aus Gold gearbeitet ist, hervorragende figürliche Treiarbeiten und vorzügliche silberne Architekturen. Technisch besonders interessant ist die Münch-Monstranz, die sich dank Steckverbindungen auseinandernehmen läßt. Für das Verständnis des künstlerischen Entstehungsprozesses ist der einzigartige Bestand der Modelle und Zeichnungen aus der Sammlung des Humanisten Amerbach von unschätzbarem Wert.

IV. Die Bedeutung des Basler Schatzes

Beim Münsterschatz gibt es, will man seinen Rang bestimmen, allerlei zu vermerken, das getrost mit Worten wie einzigartig oder erstaunlich bedacht werden darf:

- einzigartig ist, daß er überhaupt noch da ist, und das - was die Goldschmiedearbeiten angeht
- fast vollständig, wie sie in den Inventaren von 1477 bis 1525 verzeichnet sind.

- einzigartig ist, wie die liturgische Funktion von heute auf morgen 1529 abrupt beendet wurde,

- einzigartig ist die Geschichte des weiteren Überlebens. Da der Schatz über Jahrhunderte hin tot war, konnte keinerlei Wirkung von ihm ausgehen.

- einzigartig ist im 19. Jahrhundert die Verschleuderung und Wiederauferstehung der Werke als antiquarische Objekte und als Denkmäler der vaterländischen Geschichte der Stadt Basel,

- einzigartig ist, wie in unserer Zeit die Baseler ihr verlorenes Erbe so hoch schätzten, daß sie die beiden hochgotischen Monstranzen aus der Sowjetunion und die Ursula aus Amsterdam zurückerwarben,

- einzigartig sind die Aufstellungspläne des Heiltums auf dem Hochaltar und das Ceremoniale, die uns die Kenntnis der liturgischen Funktion des Erhaltenen vermitteln,

- einzigartig sind viele der künstlerisch bedeutenden Reliquiare, obwohl der Rang des Reliquienschatzes nicht sonderlich hoch war,

- erstaunlich ist die hervorragende künstlerische Qualität der Goldschmiedewerke, obwohl, von Kaiser Heinrich II. abgesehen, keine großen Dynasten wie beim Welfenschatz dahinterstanden. Vielmehr waren die Stifter, die auf ihr Seelenheil und ihr Gedächtnis bedacht waren, wenig herausragende Leute. Merkwürdig ist, daß auch die Bischöfe kaum durch Geschenke in Erscheinung treten.

- auffallend ist, wie stark baslerisch der Schatz bestimmt ist, was die Wohltäter wie die Herkunft der Werke angeht. Manche bedeutende Stücke, etwa die Apostel- und die Kaiserpaarmonstranz, scheinen, wie beim Kapellenkreuz im Inventar von 1525 notiert, "gemacht durch die herren vom Kapitel", vom Domkapitel bzw. der Münsterfabrik veranlaßt worden zu sein. Zahlreiche Stücke weisen durch Wappen auf die Stifter, andere lassen sich erschließen: es sind hohe und geringere Kleriker, einheimischer Adel und Bürger. Auch bei den verlorenen Paramenten werden immer wieder Bürger der Stadt als Stifter erwähnt.

- entscheidend aber ist, daß die historisch gewachsene Einheit im wesentlichen noch erhalten ist, wenn auch viele Stücke sich nicht mehr am ursprünglichen Ort befinden. Nach den vielen Katastrophen ist es geradezu unglaublich, daß sich im Gebiet des heiligen römischen Reiches immer noch eine stattliche Anzahl von Kirchenschätzen als Einheit bewahrt hat. Gerade angesichts dieser gewachsenen Schätze wird schmerzlich bewußt, daß dagegen von vielen anderen Schätzen des Abendlandes nur Einzelstücke übrig blieben, die, aus ihrem Zusammenhang gerissen, heute über Museen der Welt verstreut sind. Umso mehr stellen die verbliebenen Kirchenschätze - unter ihnen der Basler Münsterschatz - ein überaus kostbares Vermächtnis unserer Geschichte dar.

DISKUSSION

Dr. Marzolff: Das Basler Bistum galt ja im Vergleich zu den Nachbardiözesen Straßburg oder Konstanz als ein armes Bistum am Oberrhein. Nach dem, was Sie gezeigt haben, geht eben daraus hervor, daß ein solcher Domschatz keineswegs die Wirtschaftskraft eines Hochstiftes spiegeln kann, sondern auf ganz andere individuelle Faktoren zurückgeht. Das ist ein sehr lehrreiches Beispiel.

Prof. Fritz: Nun, ich wollte mich nicht in die Gefilde der Historiker einlassen; das wird in dem Basler Katalog von Baslern und Basler Historikern wohl ausführlich dargelegt.

Prof. Schwarzmaier: Herr Marzolff, wenn vom Reichtum des Basler Bistums die Rede ist, muß man auch daran denken, daß das Bistum Basel – und das hängt mit Kaiser Heinrich II. zusammen, also im 11. Jahrhundert – die Silberbergwerke im Schwarzwald, im Münstertal und am Schauinsland verliehen bekamen, wo dann auch Edelmetall gefördert wurde, das dann unmittelbar dem Bistum Basel zugute kam, und insofern müssen in dieser Zeit in der Tat Rohmaterialien nach Basel gekommen sein. Das bringt mich zu einer Frage, die sehr laienhaft klingt und es wohl auch ist: Woher haben eigentlich die Goldschmiede, die es in Fülle in Augsburg, in Basel, in Straßburg gegeben hat, woher bezogen sie eigentlich ihr Rohmaterial? Ich rede jetzt weniger vom Silber als vom Gold. Waren sie darauf angewiesen, daß sie Rohmaterial bekamen, das sie einschmelzen mußten, um Neues fertigen zu können, oder gibt es Rohmaterial in solcher Fülle, daß eine große Anzahl von Goldschmieden – Sie sagten einmal, daß in Augsburg zwischen fünfzig und hundert Goldschmiede zur gleichen Zeit gearbeitet haben müssen – dieses Material verarbeiten konnten, ohne daß man zurückgreifen mußte auf das vorhandene Gold- und Silber in bereits verarbeiteter Form. In diesem Zusammenhang noch eine zweite Frage. Bei den Dingen, die Sie gezeigt haben, kann man natürlich vom hohen Goldwert sprechen. Nur, wenn man zum Beispiel die Schreine im Auge hat, so bestehen sie doch aus verhältnismäßig dünnem Blattgold und die Frage ist, ob es sich eigentlich lohnte, Schreine oder Kästchen dieser Art nur um des Rohmaterials Willen einzuschmelzen, um daraus so viel Gold zu gewinnen, daß man einen massiven Kelch daraus fertigen konnte. Soviel nur, um nochmals nachzufragen, wie diese Dinge dann handwerklich gearbeitet wurden.

Prof. Fritz: Mit dem Silberbergbau im Münstertal mag zusammenhängen, daß die Zunft der Goldschmiede in Basel mit zu einer der ältesten gehört, die wir kennen. Sie heißt „die Zunft zu den Hausgenossen“. Das sind die Hausgenossen des Bischofs. Und zwar geht es darum, daß sie ganz eng mit der Münze des Bischofs von Basel zusammenhängen. Und aus diesem Zusammenhang kennen wir auch die ersten Namen des 13. Jahrhunderts. Die Frage: Woraus sind die Dinge gemacht? Ganz sicher in den allermeisten Fällen nicht aus frisch aus dem Bergwerk kommendem Rohmaterial. Das wurde den Münzstätten zur Verfügung gestellt. Wir können eigentlich ganz einfach sagen: Aus alt mach neu. Dies ist ein ständiger Kreislauf – heute nennt man das Recycling. Wir haben die Abrechnungen dafür, und in einem Fall, beim Münsterschatz, weiß man es ganz genau. Im Grunde kann man sagen, daß jedes neue Werk aus dem Material von älteren Stücken entsteht. Für das ungeheuer kostspielige Vergolden hat man in der Regel bereits vorhandene Goldmünzen verwendet. Das bißchen Gold, das im Rhein gewaschen worden ist, gab nicht sehr viel her. Die Frage lautet jetzt: Lohnt sich das? Wir sagen: Nicht alles ist Gold was glänzt. Und tatsächlich ist vieles, was golden aussieht, nur vergoldet. Aber um Ihnen eine Richtlinie zu geben: Man kann etwa sagen, daß in der Barockzeit bei der Anfertigung eines silbernen Gegenstandes die Anfertigung und das Silbermaterial so viel gekostet haben, wie das Vergolden des ganzen Gegenstands. Das Gold war also ungeheuer kostspielig. Und zur Frage, ob sich das lohnt, dazu möchte ich eigentlich nur einen Satz zitieren: Die geldgierigen Könige von Bayern ließen mit großen Kämmen die Goldfäden – und das ist nur hauchdünnes Gold um Seidenfäden – aus den liturgischen Gewändern herauskämen und einschmelzen.

Herr Guster: Sie haben vorhin gesagt, daß die Werke des Basler Münsterschatzes wohl hauptsächlich von Basler Goldschmieden gemacht wurden. Das ist aber so eine Sache, weil die Goldschmiede in dem Sinne ja nicht seßhaft waren. Ich erinnere nur an Schongauer, der ja aus Colmar und Straßburg kommt. In wieweit würden Sie bestätigen, daß die Goldschmiede von weiter her kamen? Ich kann mir vorstellen, daß in Basel sehr wohl Goldschmiede tätig waren, die aus Konstanz oder Straßburg kamen, aber es wäre auch möglich, daß sie weitere Strecken zurückgelegt haben und dort nur kurze Zeit arbeiteten. Jedenfalls hat mich die Frage schon immer interessiert, aber ich habe da noch keine Lösung gefunden, weil es einfach keine guten Quellen gibt für die Frühzeit, also das 14. Jahrhundert.

Prof. Fritz: Grundsätzlich kann man sicher sagen, der Beruf des Gold- und Silberschmiedes, eines exzellenten Technikers, war sehr mobil, und in ganz frühen Zeiten ganz besonders. Man denke bloß an Nikolaus von Verdun, der in Lothringen im Maasgebiet gearbeitet hat und im Kloster Neuburg bei Wien den riesigen Email-Altar 1181 schuf. In der Zeit nun, in denen die Zünfte sich in den Städten etablierten, beginnt es anders zu werden. Zum einen gibt es die Ortsansässigen; dann wandern die Gesellen – und sie wandern weit, auch in Länder anderer Sprache. Darüber wissen wir fast nichts. Und dann kommt es aber vor, daß sich bereits fertige Meister aus ihrer Heimatstadt aufmachten und woanders hingingen. Im Straßburg des späten 15. Jahrhundert wird jedes Jahr eine bestimmte Zahl Zugewanderter – ich habe sie jetzt nicht im Kopf – zu Neubürgern. Die Mobilität ist durchaus beträchtlich gewesen. Wir wissen, daß der Vater Schongauers, der alte Schongauer, aus Augsburg kam. Der vorhin von Herrn Guster genannte Hans Rutenzweig stammte auch aus Augsburg. Der Simon Nachbur, von dem wir wissen, stammte aus Ulm. Georg Schongauer – übrigens mit der Tochter des berühmten

Bildhauers Nikolaus Gerharts verheiratet – zog von Straßburg aus für etliche Jahre nach Basel, lebte und arbeitete dort im „Haus zum Tanz“, das später sein Nachfolger im selben Haus von Hans Holbein bemalen ließ. Aber Georg Schongauer zog aus irgendwelchen Gründen wieder nach Straßburg zurück. Die Folgerungen, die sich aus solchen Mitteilungen ergeben, sind für uns also Fragen des Künstlerischen. Trägt ein Zugewanderter etwa lokale Gegebenheiten mit sich, bringt er Erfahrungen von seiner Wanderung, von seinen Reisen mit? Oder aber, richtet er sich nach den Gegebenheiten am Ort und befolgt das, was die dortigen Kunden wollen? Ich kann das nur erahnen, aber ganz genaue präzise Auskünfte dazu können wir auch in späteren Zeiten nicht geben.

Prof. Krimm: Ich komme zurück auf die erste Hälfte Ihres Vortrags, auf den Befund der Gattungen und den des Fehlenden. Sie haben den Münsterschatz gewissermaßen als spätmittelalterlichen Schatz mit „Ausnahmen“ charakterisiert. Wie ist das zu verstehen? Rechnen Sie mit einem Verlust sowohl der Quellen als auch der Vasa sacra selbst oder glauben Sie, daß der Schatz in dieser Form entstanden ist? Wenn das so ist: Spiegelt der Schatz dann eher eine städtische Kultur wider und nicht unbedingt eine bischöfliche? Wenn Sie das so sehen – Sie nicken –, dann kann ich von der Seite des Historikers ergänzen, daß sich dieser Befund stark mit der Stellung des Bischofs in der Stadt Basel und in der städtischen Adelsgesellschaft berührt. Es gibt eine – auch ikonographisch bedeutsame – Quelle für diese Stellung, die sich hier im Haus (jetzt gerade in der Ausstellung in Basel) befindet: das Basler Lehenbuch. Der Bischof wird zwar durchaus in der Würde des Lehnsherrn gezeigt, jedoch wird dabei die Präsenz seines Hofes, sowohl des geistlichen wie des weltlichen, und der Vasallen in einer solchen Fülle vorgeführt wird, daß dessen Gegenwart geradezu zum Mit-Thema der Belehnungsszene wird. Der Hof ist gegenwärtig, damit der Bischof das tut, was der Hof will. Ich überspitze das ein wenig. Die kontrollierende Präsenz des Hofes, des Hofadels und der Vasallen, die dem Bischof auf die Finger sehen, wenn er wichtige Handlungen wie eine Belehnung vollzieht, ist nicht nur ikonographische Interpretation, sondern ist auch in den Urkunden festgeschrieben, die jeder Bischof unterschreiben muß. Im Spätmittelalter war die Stellung des Bischofs in Basel ausgesprochen schwach, abhängig von der Klientel. In diesem Sinne läßt sich dann nach den Stiftern fragen, die Sie ja in Stichworten schon genannt haben, die Eptingen, Tierstein und andere. Ist der Basler Schatz viel eher ein Stifterschatz der Basler bischöflichen Klientel als ein Schatz des Bischofs von Basel?

Prof. Fritz: Ja, es ist genau so. Das spiegelt sich tatsächlich so, wir besitzen genau genommen nur Werke des 14. und 15. Jahrhunderts. Wenn man in dem „Ceremoniale Basiliense“ liest, fällt auf, daß der Bischof darin kaum vorkommt, daß er an den Zeremonien, die er ja eigentlich anständiger Weise in seiner Kathedral-Kirche abzuhalten hat, nur gelegentlich mal teilnimmt. In der Tat erscheint er so gut wie gar nicht. Und dann eben als Stifter bei einem bescheidenen Kelch, der ihm gehört hat. Das ist alles. Man hat also tatsächlich den Eindruck, daß es eine städtische, patrizische Angelegenheit ist, in der auch der niedere Adel eine Rolle spielt. Ganz entscheidend wichtig war wohl die Münsterfabrik als Auftraggeber. Unter der Münsterfabrik versteht man wie in Straßburg oder in der Notre Dame die Bauhütte, die auch Aufträge für andere Werke der Ausstattung zu vergeben hatte. Das spiegelt sich sichtlich in diesem Schatz. Dies spielt sich vornehmlich – wie ich Ihnen gesagt habe – in der ersten Hälfte des 14.

Jahrhunderts und dann noch einmal in grandioser Form im späten 15. Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ab.

Prof. Staab: Unser Gespräch scheint sich jetzt doch sehr stark auf die Frage zu konzentrieren, wie es kommt, daß der Basler Münsterschatz so einseitig auf das Spätmittelalter konzentriert ist? Dazu hätte ich zwei Fragen. Gibt es andere Kirchenschätze in Basel, die vielleicht ältere Stücke enthalten – so etwas wäre möglich –, und die zweite, ob es sich so verhält, daß die Mentalität im späten Mittelalter in Basel so war, daß man eben einen neuen Kirchenschatz haben wollte und die älteren Dinge umfertigen bzw. neu herstellen ließ, so daß aus diesem Grunde nichts älteres mehr vorhanden ist?

Prof. Fritz: Zum ersten Punkt: Alle älteren Kirchenschätze Basels sind verloren, sind 1529 eingeschmolzen worden, es gibt nichts mehr. Der andere Punkt, da kann man nur spekulieren und deshalb möchte ich mich darauf lieber nicht einlassen, denn ich weiß dazu zu wenig an Hintergrund über die Situation von Basel. Wir wissen nur, daß diese Stadt künstlerisch um 1400 ausgezeichnete Werke besaß – Herr Lüdtke, ich denke z.B. an die Tafeln, die Sie bearbeitet haben –, ob sie nun in Freiburg oder im Umkreis des Meisters des Paradiesgärtleins entstanden sein mögen, etwas später Konrad Witz und schließlich bis hin zu Holbein. In der gleichen Zeit werden die grandiosen Bildteppiche gewirkt, die ja weiß Gott eine bürgerliche Atmosphäre widerspiegeln. Wir haben es mit einer bürgerlichen Stadtkultur zu tun. Ob da im 12. oder 13. Jahrhundert viel gewesen ist, das läßt sich nicht beantworten.

Prof. Krimm: Ich komme auf die Versteigerung zurück. Wie muß man sich die Mentalität dieses Publikums von 1836 vorstellen, nachdem im Umfeld der Säkularisation 1802 so viel verstreut wurde? Damals war vieles von der Ausstattung der Klöster sozusagen im Althandel gelandet. Aber 1836 war man eine Generation weiter. Gab sich in Basel jetzt der europäische Kunsthandel ein Stelldichein, im Bewußtsein des Wertes dessen, was dort versteigert wurde? Oder entsprach das „Klima“ noch mehr der Zeit der Auflösung, wollte man etwas zu Geld machen, wobei dann zufällig auch Dinge in die rechten Hände kamen, die etwas damit anzufangen wußten oder es an den Kunsthandel weitergaben? Wurde hier bereits ein Sammlermarkt gespeist - die großen Sammlungen entstanden ja eigentlich erst zehn bis zwanzig Jahre später – oder ist das noch ein älteres Kapitel? Und wie verhielt sich der Stadtkanton Basel zu dieser Versteigerung? Reisten potente Käufer aus der Stadt dort auch an oder empfand man die Auktion als Schicksal, das man nicht hatte verhindern können?

Prof. Fritz: Manches Gefragte weiß ich wirklich nicht so genau. Denn wie man sich etwa von Seiten der Stadt Basel verhielt, das weiß ich nicht. Ich denke aber, daß man das in extenso, in dem neuen Katalog, lesen wird, denn da werden die Basler ihre Situation ausbreiten. Richtig ist wohl, daß wir uns an einer gewissen Wende zwischen dem Verkaufen von altem Krempel und dem Beginn der ersten Sammler befinden. Das beginnt zwar auch schon im späten 18. Jahrhundert, wenn man an den Baron Hübsch in Darmstadt denkt, aber nun fand das ganze ja ausgerechnet in Liestal statt. Man weiß auch, wer da angereist ist; man weiß auch zum Beispiel, daß ein preußischer Prinz aus Berlin an bestimmten Dingen Interesse hatte. Man wollte wohl auch für Berlin die goldene Tafel kaufen, aber es kam eben nicht dazu. 1836 war offensichtlich kein sehr glückliches Datum. In der Tat, die Sammeltätigkeit von so jemandem wie Soltikow in Paris beginnt ja offenbar erst um 1850, und dazwischen gab es noch vierzehn, fünfzehn Jahr

zu überbrücken wie mit der goldenen Tafel und mit manchen anderen Stücken. Und damit setzt dann auch gleichzeitig die fatale Nachahmung ein. Es war also schon eine gewisse Zeit der Wende.

Prof. Krimm: Schließt die Diskussion.

Prof. Fritz: Ich kann Ihnen nur noch eine schöne Exkursion nach Basel wünschen. Schauen Sie sich diesen Reichtum der Vergangenheit mit Respekt und auch mit Freude an. Ich möchte Sie noch – außerhalb meines Vortrags – auf etwas anderes hinweisen. Ende August ist in Magdeburg die Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa zu sehen. Aber da gibt es noch eine andere kleine Ausstellung zu sehen, die eine Woche vorher eröffnet wird. Ihr Titel lautet „Goldschmiedekunst des Mittelalters – in Gebrauch der evangelischen Gemeinden über Jahrhunderte bewahrt“. Dazu noch ein paar Sätze. Vor einem Jahr war ich in Magdeburg in einer Bank. In dieser Bank war ein großer Tisch und auf diesem Tisch waren wie ein Buffet aufgebaut einhundert mittelalterliche Meßkelche vom frühen 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert, spätromanische Kelche mit reicher Ikonographie des Alten und Neuen Testaments, aus Orten, die wir gar nicht mehr kennen – Nordhausen, da wissen wir nur, daß da Schnaps herkommt –, Mühlhausen, nicht im Elsaß sondern in Thüringen, einhundert mittelalterliche Kelche aus kleinen Kirchen, aus einer Region zwischen Sachsen und Thüringen. In Basel haben wir kein einziger mehr aus dieser Zeit, in Magdeburg ist der Domschatz vollkommen verloren. Als ich die Fotos von diesem Kelchbuffet in London und in New York zeigte, rief man aus „unbelievable, incredible“. Das heißt, zuerst haben sie geguckt und dann fast gönnerhaft gesagt, „19. Jahrhundert“. Nein, erhalten im Besitz evangelischer Kirchen. Genauso wie die Protestanten mit der Reformation die Kirchengebäude übernahmen, so übernahmen sie natürlich auch das, was da drin war. Es gibt nirgendwo so viele Altarretabeln wie in evangelischen Kirchen in Ostdeutschland, und es gibt nirgendwo so viele mittelalterliche Meßkelche wie in den evangelisch-lutherischen Kirchen. Und das ist natürlich ein Problem heutzutage. Wann landen sie auf dem Markt, weil wir das alles nicht mehr halten können? Wir sind da überall an bitteren Endstationen angekommen. In Magdeburg hat man eine Stiftung gegründet – und in diesem Fall interessieren sich offenbar auch die evangelischen Theologen dafür –, und so wird Ende August eine kleine Ausstellung in der Sakristei des Doms von Magdeburg für sechs Wochen eröffnet, in der Sie diese 100 Stücke sehen können. Eigentlich furchtbar langweilig, werden Sie vielleicht sagen, lauter Kelche. Und dennoch sind sie sehr verschieden, über die Jahrhunderte, welcher Reichtum an Formen. Ich habe einen kleinen Prospekt mitgebracht; wer sich dafür interessiert, kann sich einen mitnehmen. Ich rate Ihnen jedenfalls zu einer Reise nach Magdeburg, und vielleicht besuchen Sie dort dann auch diese kleine Sonderausstellung.